

Sechster Abschnitt.

Der König und sein Volk.

„Der junge Monarch, berufen für das Wohl des Reichs zu wachen, beschäftigt sich ohne Unterlaß mit Auffuchung der Mittel, dessen Glück zu sichern. Es liegt ihm am Herzen, den Verlust der Privatpersonen zu mildern, welcher von dem Kriege und jeder Veränderung unzertrennlich ist“, — so hatte am 26. Januar 1808 der westphälische Moniteur erklärt.

Freude und Jubel empfing nach demselben Blatt bei seinem Einzug in das Land, bei seinen Rundreisen durch das Land den fremden Herrscher. Die Universitätsstädte voran, zeichnete sich alles durch Loyalitätsadressen an denselben aus. Von Göttingen behauptete der Moniteur, daß es allen übrigen in dieser Richtung den Rang streitig machte (24. Dezember 1807). Und mit gutem Grund, denn für die Universitäten stand viel auf dem Spiel. In Halle fand am 10. Januar 1808 eine Feier statt, bei welcher „alle Einwohner sich beiferten, die lebhaftesten Zeichen ihrer Liebe und ihrer Dankbarkeit, welche sie ihrem neuen Regenten schuldig sind, an den Tag zu legen. Die Judenschaft ist dem Beispiele der übrigen Bürger gefolgt“. In Marburg (17. Januar) beseele Freude und Hoffnung einer glücklichen Zukunft alle Festgäste. In der Universität Rinteln, welche trotzdem aufgehoben wurde, feierte Konsistorialrath Wolfrath „das Bild des großen Mannes“.

Fririon, Revenüeninspektor und damals noch Intendant des ersten Departements der eroberten Länder, berichtet über den Enthusiasmus, womit die Stadt Osnabrück die Konstitution und die Proklamation des Königs aufgenommen habe (7. Januar). Aus

Hörter im Fulbadepartement kam die Nachricht, daß der Zudrang in der Kathedral- und andern Kirchen zur Feier des Beginnes der westphälischen Herrschaft groß gewesen. „Dieser Tag war für uns einer der festlichsten.“ Festmahl, Ball, Illumination der Stadt sollten diese Gefinnungen bezeugen. An die Armen wurde Geld vertheilt. Aus kleinen Orten, wie Ankum bei Osnabrück im Weserdepartement, verlautete es: Noch nie hätten die Bewohner den ersten Tag des Jahres mit so großer Freude und hoffnungsvollen Blicken in die Zukunft gefeiert, wie den diesjährigen. In Herford ließ man Pauken und Trompeten zum selben Zweck erschallen.

Das ganze Land nahm Theil an der Huldigung in Folge eines königlichen Dekrets vom 11. Februar. Stadt für Stadt arrangirte ein Fest zu Ehren des jungen Königspaares. Am 21. Februar, am Geburtstage der Königin Katharina, huldigte die Einwohnerschaft von Cassel. Ein Schützenbataillon von 400 Mann legte auf dem Königsplatz den Eid auf die Verfassung vor dem Präfecten ab. Die Einwohnerschaft war nach Zünften, welche mit ihren Abzeichen erschienen, und nach „Juden“ geordnet. Von letzteren heißt es: „Die Freude, die in aller Augen leuchtete, war die des Dankes einer lange unterdrückten, jetzt endlich durch einen weisen und gütigen König befreiten Menschenklasse.“ Ueber die Eidesleistung im übrigen Fulbadepartement berichtete der Moniteur am 1. März, daß sie „mit lebhaftem Enthusiasmus“ stattgefunden habe: „Dies ist der Ausdruck der Dankbarkeit gegen einen Monarchen, der geruht hat, den alten Gebräuchen seiner Völker nachzugeben, indem er ihnen die einzelne und öffentliche Leistung des Eides gestattet hat, den sie in ihrem Herzen bereits in der Stille abgelegt hatten.“

In Heiligenstadt im Harzdepartement hatte der Stadtdirektor Freiherr von Walthausen am 21. Februar eine Rede gehalten, worin die Konstitution gerühmt wurde, welche verdiene die Grundlage aller Staaten zu sein. Hierauf wurde der abgelesene Eid einstimmig mit den Worten: „Wir schwören“ von den Anwesenden wiederholt, und „jeder freute sich, seinen Namen zum Zeichen seiner Huldigung als westphälischer Bürger in das aufgenommene Protokoll einzzeichnen zu dürfen“. — In der Hauptstadt des Ockerdepartements, in Braunschweig, sprach der Bürgermeister Wilmerding folgende Worte: „Dem vernünftigen Staatsbürger wird die Ausübung der Pflicht des Ge-

horsaams leicht und angenehm, wenn er erwäget, daß davon allein der innere Friede und das innere Glück des Staats und mit diesem sein eignes und seiner Familie Glück abhängt. Läßt es sich etwa verkennen, daß nach den Unfällen, welche wir erlitten haben, der höchste Regierer der Welt uns gnädig sei und ferner unser Glück noch erhöhen werde?“*) Am 6. März begingen die Städte Hildesheim und Helmstedt „mit dem lebhaftesten Enthusiasmus und den glänzendsten Freudenfesten“ die Huldigungsfeierlichkeit.

An den Moniteur gelangten mitunter Zuschriften, welche als aus dem Publikum herrührend dargestellt wurden, wahrscheinlich aber desselben offiziellen Ursprungs waren, wie die ganze Zeitung. Redakteur derselben war ein gewisser Murchard, welcher mit G. Hassel zusammen nachmals in Braunschweig eine Monatschrift unter dem Titel: „Westphalen unter Hieronymus Napoleon“, 1812, herausgab, wovon 2 Bände erschienen sind, und welche eine lobhudelnde Regentengeschichte Jeromes, hauptsächlich von 1809 und 1810, enthalten. Derselbe Murchard war auch nach Dunkers Darstellung**) an der Landesbibliothek zu Cassel angestellt, zum höchsten Kummer und Aerger des ebenfalls dort damals thätigen Jakob Grimm.

Das Verhältniß Johannes von Müllers zur öffentlichen Stimme Westphalens fand seinen Ausdruck in einer Notiz vom 6. März, welche überschrieben war: „Anmerkungen über den Einfluß der Errichtung des Königreichs Westphalen auf die deutsche Literatur.“ Es wurde hierin auf den in dieser Beziehung jetzt möglich gewordenen Austausch zwischen Frankreich und Westphalen hingewiesen: Göttingen, als Centralpunkt für diesen Austausch gedacht, würde einen neuen Aufschwung nehmen. Ein neuer Geschmack würde sich bilden. Das sei Johannes von Müllers Sache. — Man kann nicht anders sagen, als daß dieser Mann in einer Selbsttäuschung über das Erreichbare in dieser Beziehung lebte. Er stand aber keineswegs vereinzelt da. Kaum war seine Ernennung zum Minister-Staatssekretär bekannt geworden, so schrieb ihm R. J. von Voßmann aus Berlin (5. Dezember 1807): „Als Staatssekretär des Königs von Westphalen würden Sie sein Reich zum Kern Deutschlands machen, und als

*) Moniteur vom 15. März.

**) Deutsche Rundschau 1885, Heft 4, S. 44 f.

Minister-Reformator des rheinischen Bundes bei dem großen Napoleon stehen Sie da, wohin ich Sie vor allen Sterblichen stellen würde, wenn ich die Vorsehung wäre. — Gerne wäre ich im Mittelpunkt eines neuen deutschen Lebens zu Cassel und würde dort schaffen und wirken. Was soll ich hier unter den ausgestorbenen Menschen?“ — Später, am 12. März 1808, drückt der Brieffschreiber den Wunsch aus, daß Müller ihn zum bevollmächtigten westphälischen Minister in Dresden machen möge, wie er ihn f. B. zum Geschäftsträger des Fürsten Primas in Berlin gemacht habe.

Wie wir wissen, erhielt Dohm diese Stelle, aber doch nicht ohne längere Zeit zuvor andere Posten in Cassel selbst erstrebt zu haben. Aus den Briefen an Joh. von Müller, welche als Supplement zu seinen sämtlichen Werken*) herausgegeben sind, erhellt, daß Dohm die Generaldirektion des öffentlichen Unterrichts, später die Leitung des protestantischen Kirchen- und Schulwesens für sich gewünscht hatte, nachdem Bülow und Wolffradt ihm als Minister vorgezogen waren. An Müller hatte er von Paris aus am 21. Oktober 1807 geschrieben, wie sehr er sich über die Aussicht freue, am Abend seines Lebens wieder mit ihm vereinigt zu werden. Und am 23. Dezember desselben Jahres: „Daß oben guter Wille ist, habe ich immer fest geglaubt, ist auch Geist daneben, dann wird alles gut gehen.“ Dohm war für die Erhaltung der kleinen Universitäten. Aber in Cassel hielt man ihn für einen abgelebten Mann, was er in der That auch war. Die Darstellung von Gronau**) über Dohms „Wollen und Handeln“ ist wohl im Allgemeinen etwas zu panegyrisch gehalten.

Während Gelehrte wie Johannes Falck, Niklas Vogt, G. G. Bredow, Ludwig Wachler jede Gelegenheit benutzten, ihre Ergebnisse gegen Jerome und auch ihr Interesse an den neuen Zuständen in Briefen an Müller zum Ausdruck zu bringen, machte der alte würdige Philologe Chr. Gottlob Heyne in Göttingen eine rühmliche Ausnahme hiervon. War seine Tochter Therese Forster, nachmalige Huber, ihrer Zeit durch ihren ersten Gatten Olgorg in das Jakobiner-treiben zu Mainz (1792) mit hineingezogen worden, war Forster

*) Maurer-Constant, Schaffhausen 1839, in zwei Bänden.

**) Lemgo 1824.

darin untergegangen, so konnte nun nichts mehr des alten Heyne Herz zu ernsthaften Erwartungen von dem Neu-Franzoseuthum zu stimmen vermögen. Er sträubte sich, so viel es ging, gegen die Aufnahme französischer „Gelehrten“ in die Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Der Leibarzt des Königs, Garnier, der Arzt des Kaisers, Halle, Norvins de Monbreton, ein dichter Kriegsekretär, Barlier de Boccage, kein Ritter von der runden Tafel, — wie ihn Heyne nennt, — strebten nach diesen akademischen Ehren. Die literarische Thätigkeit der Professoren wurde polizeilich überwacht durch Leute, welche nicht wußten, was „Vidi“ bedeutet. Die Göttinger gelehrten Anzeigen, die Bibliothek litten auch finanziell unter dem „unseligen Plüsmachen im echten preussischen Geiste“. Manche Professoren vergaßen sich weit in lobenden Huldigungen gegen den König. Heyne erklärte: „Das Schöne und Gute preise ich gern, aber die Würde der Universität liegt mir auch am Herzen und doch auch daneben die Achtung meiner Deutschen gegen mich selbst; so ist es mir unmöglich, bis zur französischen Hyperbole hinaufzuklimmen.“ (19. September 1808.) Er gab das Schreiben der Universitätsprogramme, welches er bisher besorgt hatte, an J. G. Eichhorn ab. Dieser pries plenis buccis das Lob des Königs, so daß Heyne in den Schmerzensruf ausbrach: „Es ist die Herabwürdigung der Georgia Augusta zu der sie so entehrenden Kriecherei und dem Posaunenton, welcher uns nun den andern Universitäten beigelegt hat, was mir weh thut“, — und am 24. November desselben Jahres an Johannes von Müller: „Ich beklage Sie, Ihre verzweifelte Lage, unsere Universität, unsere Literatur, Deutschland. Wie bedauere ich Sie, das Sie das Ende Ihrer Laufbahn nicht so nahe vor sich sehen als ich!“

Aber Müller starb vor Heyne. Dieser mußte noch weitere Demüthigungen erleben. Laut klagte er 1811 über die Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit. „Jetzt bricht der völlige Despotismus überall durch — nun denken Sie sich die Lage dessen, der sich nicht erniedrigen will.“ Man begreift heutzutage nicht, in welchem Kreise berühmte Männer damals sich die Hand reichten, wie die verschiedensten Gesinnungen sie doch in Freundschaft aneinanderketteten, wie die einen als geborene Deutsche in ihrer äußern Stellung Westphalen, Franzosen, werden konnten, ohne doch innerlich ihnen anzu-

gehören, und wie die andern sich in Ummuth über die Verhältnisse verzehrten, ohne von Preußen, von dem nicht rheinbündischen Deutschland irgend etwas zu erwarten. Dieser Cyklus von Männern umschloß auch Reinhard, von dem Heyne sagte, er „kenne ihn persönlich und verehere ihn wie wenig Sterbliche“. Die internationale Gelehrtenrepublik hatte eben das deutsche Staatsbewußtsein durchaus zerseht.

Müller wandte der Universität Göttingen, soweit eine gewisse Aengstlichkeit in seinem Charakter es zuließ, warme Theilnahme zu und war auf Förderung ihrer Lehrkräfte und anderer Zwecke der Universität bedacht. Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß er an dem Präfecten des Leinedepartements, Freiherrn von Hövel, welchem die sämmtlichen Unterrichtsanstalten seines Bezirks nach französischem System zunächst unterstellt waren, eine wirksame intelligente Stütze gegenüber den Ministern in Cassel hatte. Im königlichen Staatsarchiv zu Hannover findet sich ein Aktenfascikel aufbewahrt, „betreffend den gegenwärtigen Zustand der Universität Göttingen und Vorschläge zur künftigen Einrichtung derselben“. Darin ist ein umfangreiches Memoire des Präfecten, welcher früher selbst Mitbürger derselben war und jetzt zum Mitglied der Societät der Wissenschaften von Heyne gern aufgenommen worden war, — enthalten, in dem er vorschlägt, die technischen Wissenschaften, besonders Landwirthschaft, Bergbau u. s. w. ebenfalls in Göttingen zu pflegen. Müller ging allerdings auf diesen Gedanken nicht ein, schrieb aber am 22. Februar 1808 zurück: „Ich freue mich ganz ungemein über den allerwichtigsten Gegenstand meines Amts, die erste und schönste aller Universitäten, auf deren Schicksal die Augen der ganzen Welt gerichtet sind, mit Ihnen im Verhältniß zu sein. Ich habe nicht nöthig, die gute Georgia Augusta Ihrer besondern Obforge zu empfehlen; eben wie Sie an meiner Bereitwilligkeit und meinem thätigsten Eifer wohl keinen Zweifel tragen werden. — Sobald wir für die Erstere gesorgt, wird auch an das Schulwesen im ganzen Departement zu denken sein und werden Euer Hochwohlgeboren tabellarische Uebersichten von seinem Zustande, worüber wir alsdann uns genauer verständigen werden, zu veranlassen belieben. Erst nach diesem beschäftigen wir uns mit Reformen und Vervollkommnungen.“ — Der Präfect warf sich sodann sehr ins Zeug für die Universität:

Sparjamkeit sei hier falsch angebracht. „Ein aufgeklärtes Gouvernement weiß, daß die Universitäten stets vollständig die Gunstbezeugungen, die man ihnen erwies, wieder eingebracht haben.“ Und er begründete dies sehr geschickt in einzelnen Spezialitäten, worauf wir hier nicht weiter eingehen können.

Johannes von Müller erschien im März des Jahres 1808 persönlich in Göttingen, um eine unter den Studenten ausgebrochene „Unruhe“ beizulegen. In seinen sämtlichen Werken*) beschreibt er die Vorgänge daselbst näher und nennt sie „Auftritte des Faustrechts und der sinnlosesten Rohheit“. Sicher war, daß nicht viel solcher Auftritte dazu gehörten, um die Existenz der „Akropolis aller Wissenschaften, der Pergama der Gelehrtenrepublik“ in Frage zu stellen. Die bekannten schönen Proklamationen, welche Müller bei dieser Gelegenheit am 17. bez. 19. März erließ, und wovon die eine mit den Worten begann: „Die Universität erkennt ihre Söhne wieder“, waren zuerst dem Präfekten zur Begutachtung von ihm vorgelegt, dann selbst ins Reine von ihm geschrieben worden. Er ließ die Studenten auf ihr Ehrenwort sich verpflichten, ihre Studien fortzusetzen. Im Staatsarchiv zu Hannover befindet sich noch eine dritte Proklamation vom 20. März im Konzept vor, worin es heißt:

„Unterzeichnetem ist glaubwürdig hinterbracht worden, daß verschiedene die am 18. März geschehene Zurücknahme der gesetzwidrigen Verbindungen und injuriösen Beleidigungen bloß auf die vor wenigen Tagen erfolgten Auftritte und nicht überhaupt verstanden wissen wollen. Diese Sophisterei ist eine ihn persönlich treffende Beleidigung und er erklärt also,

daß außer der angekündigten gesetzlichen Strafe erneuerter Unruhen, welche ganz unausbleiblich und ohne einigen Aufschub erfolgen würde, er auch selbst sich zur Pflicht machen wird, die schwarze Tücke und unheilbare Bosheit solcher Individuen den höchsten und allerhöchsten Behörden und Gewalten ihrer respektiven Geburtslande und weiterhin in dem Lichte darzustellen, wodurch Jedermann vor ihnen gewarnt werde.

Der ist kein Freund des Guten und Edlen, der nicht Feind und Rächer ist von Trug und Betrug. Welcher Jüngling Ehre

liebt, erkennt an einer solchen Rede die Lösung der Verworfenheit. — Joh. v. Müller, Staatsrath, Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts. (Großkreuz des R. holländ. Ordens der Union.)“

Das Großkreuz in seinem Titel hatte Müller wieder durchstrichen. Richtig war es und muthig, daß er seine ganze Persönlichkeit hierbei einsetzte. Was hätte ein Studentenaufbruch auch fruchten sollen? Schwerlich wäre dadurch etwas gebessert, vieles verschlechtert worden. Solche kleinen Kravalle, welche anscheinend ganz außer Beziehung zu den spätern größern Aufständen in Westphalen geblieben sind, wiederholten sich übrigens in Göttingen unter der studirenden Jugend; man muß aber erwägen, daß selbst in ruhigen Zeiten und unter der besten Regierung auf den deutschen Universitäten ein Hang zur Wichtigmacherei und nicht ernstlich gemeinten Ruhestörungen immer vorhanden gewesen ist. Das Verbindungswesen an sich war den Franzosen etwas unverständliches. Müller warnte und warnte. Am 16. Februar 1809 schrieb er darüber an den Prorektor Eichhorn (St. A. Hannover): „Die Landsmannschaften hören auf, ein bloß akademisches Unwesen zu sein. Man hat Spur, daß sie von Emissärs mißbraucht werden. Und was wollen diese Unsinnigen, als einige hundert Jünglinge, die Blüthe der Nation, in ihr äußerstes Verderben stürzen! Non tali auxilio et defensoribus istis tempus eget. Sie können erachten, was geschehen könnte, wenn jene Spuren deutlicher würden. In unsern Tagen nimmt jede Verbindung eine nicht studentische, sondern ernste, sehr ernste Ansicht; ein wahrer Studentenfreund ist, wer auf alle Weise ihnen die Nothwendigkeit beibringt, ihre Landsmannschaften und Orden schleunigst aufzulösen.“ — Müller war für die Statuirung eines Beispiels. Drei Studenten, Eggeling, Crupp und Ueberhorst, erhielten das Consilium abeundi wegen unerlaubter Verbindungen.

Jerome war selbst im Frühjahr 1808 bei Gelegenheit einer Rundreise durch sein Land in Göttingen anwesend gewesen. Diese Reise war lange durch die Minister und die Lokalbehörden vorbereitet worden. Das Ziel derselben war Braunschweig, Magdeburg und Halle. „Man hält sich im Voraus versichert“, schrieb Simeon darüber an Hövel (10. März), „sowohl der Freude, welche die Anwesenheit eines der Liebe seiner Unterthanen so würdigen Souveräns einflößen wird, als auch der sorgsamsten Maßregeln, welche Sie zum

*) Herausgegeben von Johann Georg Müller, 7. Theil, S. 334 ff.

Empfange Sr. Majestät treffen werden.“ Darauf der Präsekt an den Magistrat zu Göttingen: „Ich bin überzeugt, daß Sie alles anwenden werden, um den guten Eindruck, den eine so wichtige Stadt wie Göttingen auf des Königs Majestät machen muß, durch sorgfältige Anstalten zum feierlichen Empfang desselben zu vergewissern und das Interesse des Königs an dieser guten Stadt zu vermehren.“ An die Stadt Nordheim ließ er die Aufforderung gelangen, „diejenigen Anstalten zu treffen, welche Ihnen die Freude, einen so theuern Monarchen in Ihrer Mitte zu sehen, einflößen wird“. Sämmtliche Einwohner des Amtes Harste sollten sich „vom Weender Thor bis zur Grenze der Stadt Nordheim zu beiden Seiten der Chaussee en haye aufstellen und rufen: Es lebe der König!“ Die Stadt Dransfeld hatte auf eine ähnliche Benachrichtigung die Antwort: „Wir müssen es ausnehmend beklagen, daß uns die Mittel schlechterdings fehlen, um bei der bevorstehenden Reise Sr. Majestät unsers allergnädigsten Königs nach Braunschweig zu dero Empfang allhier eines uns so theuern Monarchen würdige Anstalten treffen zu können.“ Hingegen wollte dieselbe Stadt „mit deutscher Einfach ausgedrückte Freudenbezeugungen“ erweisen, welche darin bestehen sollten, daß die Straßen reinlich gehalten und ausgebessert würden, und daß die Bevölkerung mit Fahnen (in den westphälischen Farben, blau-weiß) Spalier bilde.

Der Minister des Innern schrieb die Ceremonien vor, welche, nach dem Muster des französischen Kaiserreichs, bei offiziellen Reisen des Königs in Anwendung kommen sollten. Es wurde selbst der Inhalt der Anreden an Ihre Majestäten — denn die Königin machte die Reise mit — ungefähr nach ihrem Wortlaut vorgeschrieben, wenn es hieß: der Präsekt dürfe alles sagen, was ihm geeignet erscheinen würde, um die hohen Herrschaften von der Zufriedenheit, der Liebe und der Achtung ihrer Völker zu überzeugen.

Endlich kam es zur Abreise Jeromes von Cassel, bis unter die Butterbergerhöhe durch den Ober-Landjägermeister von Witzleben und ferner durch die verschiedenen Departements immer von Forstbeamten eskortirt. Fourage für 200 Pferde mußte in Weende bereitgehalten sein, 100 Relaispferde sollten sich auf jeder Haltestation befinden. Städte und Dörfer, durch welche Se. Majestät auf dieser Reise kam, waren mit Triumphbogen verziert; überall drängte sich das

Volk auf die Straße, die der König vorüberzog. Die Häuser standen leer. „10 Meilen weit haben wir nur ein ununterbrochenes Fest gesehen. Unsere Reise gleicht einem Triumphzuge, bei welchem der Sieger angebetet wird.“ — So der offizielle Berichterstatter.

In Wirklichkeit hatte es in Göttingen schwer gehalten, eine Ehrengarde zustande zu bringen, welche zu dem offiziellen Empfangs-ceremoniell gehörte. Schließlich wurde sie aus „der interessanten Jugend aller Nationen, welche zu Göttingen studirt“, genommen. Die Studenten, welche allein der Eifer, den König zu sehen, der ihre Studien beschützte, zusammengeführt hätte, — berichtet der Präsekt an den Minister des Innern, — äußerten öffentlich durch wiederholte Beifallsbezeugungen ihre Wünsche für das Wohl Sr. Majestät und seiner Regierung. Im Amtshause zu Weende fand die Vorstellung der Göttinger Notabilitäten statt. Johannes von Müller war wiederum anwesend und vertrat die Interessen der Universität vor dem jungen Monarchen, welcher seinem Alter nach sehr gut zu den Studenten paßte, mit den Worten: „Beruhigt, belebt, sich wiedergegeben und — inmitten einer auseinanderstäubenden Welt — ruhig durch das Vertrauen, welches der Charakter Euer Majestät ihr einflößt, hat die Universität nur einen Gedanken, denjenigen, immer Ihre erhabene Zufriedenheit zu verdienen.“ Nun mußte der König die Bibliothek, die Sternwarte und andere wissenschaftliche Institute besuchen. „Unsere Gelehrten erwarteten keineswegs so positive Kenntnisse bei einem jungen Fürsten zu finden, dessen Leben unaufhörlich mit den Waffen und der Kriegskunst beschäftigt war“, — bemerkte bei dieser Gelegenheit der Moniteur. Der Präsekt erwähnt in seinem Bericht hingegen nur, daß Jerome nach dem Brothaus im botanischen Garten gefragt habe, und daß in der Manege ihn besonders die Geschicklichkeit des ältesten Sohnes des Stallmeisters interessirt habe. Die Bewilligungen, welche an diesen Besuch für die Universität sich knüpften, waren sehr unbedeutend. Später, im August desselben Jahres, als der König wiederum einen kurzen Aufenthalt in Göttingen nahm, blieb er sogar dem Hotelwirth Bethmann daselbst eine Rechnung von 23 Thalern für die Ausgaben der königlichen Küche schuldig, und der Präsekt verfügte bei dieser Gelegenheit, daß diese Schuld „um so eher aus der hiesigen Kammereikasse bezahlt werde, da eine Nachforderung

dieser kleinen Ausgabe eine offenbare Unschicklichkeit mit sich führen würde“.

Der 15. Mai war ein „langersehnter Tag“ für Göttingen gewesen, wenn man den offiziellen Versicherungen Glauben schenken darf. Jedenfalls war Jerome mit dem öffentlichen Geist im Leinedepartement sehr zufrieden, und ließ dies durch den Präfecten ausdrücken. Tags darauf setzte er die Reise fort, kam den 16. durch Salzgitter, einen kleinen Ort, wo trotzdem große Empfangsfeierlichkeiten angeordnet waren, eine Ehrengarde mit fliegenden Fahnen, blumenstreuende Mädchen, Schwenken der Hüte und lautester Freudenschrei der Menge ihn begrüßten. Um 9 Uhr Abends stieg er auf Schloß Richmond bei Braunschweig ab. Folgenden Morgens hielt er durch Ehrenpforten und -garden entlang seinen feierlichen Einzug in diese Stadt, welche er gewissermaßen als seine zweite Residenz betrachtete, und welche 500 000 Francs zur Herstellung ihres Schlosses herzugeben sich erboten hatte, wenn Jerome dauernd dort wohnen wollte, indem in Cassel der Mangel an jeder Industrie sich für den Hof sehr fühlbar machte. Der preussische Geschäftsträger Küster hatte dieses Anerbieten naturgemäß für wichtig genug gehalten, um seiner Regierung davon Kenntniß zu geben, aber Realität erhielt es nicht.

Am 19. Mai schrieb Jerome von Braunschweig aus an Napoleon: „Ich kann Euer Majestät nicht schildern, mit welchem Enthusiasmus ich in allen Städten und Dörfern meiner Staaten empfangen worden bin, am meisten aber in dieser.“ Und später im selben Brief: „Dies Volk ist gut, es kann Frankreich sehr nützlich sein, es ist seine Avantgarde.“*) Nach dieser authentischen Darstellung aus des Königs Munde müssen wir es wohl glauben, wenn der Moniteur hinzufügt: „Niemals war ein Freudenschrei allgemeiner als in dieser trefflichen Stadt. Alles stellte das Bild des Glücks dar, alles drückte die aufrichtigsten Gefinnungen eines freudetrunkenen Volkes aus.“ Der Maire der Stadt, Baron von Marenholz, überreichte die Schlüssel. Jerome gab sie zurück mit den Worten, daß er überzeugt sei, „ein Souverän, welcher nur das Glück seiner Völker wolle, könne nicht besser, nicht sicherer bewacht sein, als durch sie selbst“.

*) Mem. III, S. 263.

In Braunschweig hielt Jerome eine Musterung über das dort stehende 3. Linien-Infanterie-Regiment ab, welches der Erbprinz von Hohenzollern kommandirte. Beim Leber am 19. nahm er den Treueid vieler Offiziere, auch des Obersten Dörnberg entgegen. Tags darauf gab ihm die Stadt einen Maskenball im Saale des Schauspielhauses, welches zu dem Zwecke besonders geschmackvoll ausgestattet worden war. Der junge Monarch wurde mit Pauken, Trompeten und Beifallklatschen einer zahlreichen und glänzenden Versammlung empfangen.

Am 21. Mai verließ er Braunschweig, brachte die folgende Nacht in dem illuminirten Halberstadt zu und erreichte Magdeburg den 22. zu Pferde. Kanonendonner und Freudengeschrei der Menge empfing ihn. Vor dem Walle war ein Bataillon französischer Artillerie in Schlachtordnung aufgestellt. Jerome hielt Revue über alle Truppen ab, auch diejenigen des Generals Michaud. Eine 150 Mann starke reich equipirte Ehrengarde war dem König bis eine Stunde vor die Stadt entgegengekommen. Feuerwerk, Ball u. s. w. bildeten den unterhaltenden Theil des Aufenthalts in Magdeburg, die Besichtigung der Festungswerke den ernsteren, aber kürzeren.

Selbst Johannes von Müller nannte die Aufnahme Jeromes in Magdeburg prächtig. Er selbst hatte von Braunschweig aus einen Abstecher nach Helmstedt gemacht, wo er sehr gefeiert worden war. In Halle hatte er dann noch die dortige Universität dem König vorzustellen, was schnell vorüber war. Ueber diesen Festakt in Halle giebt es eine Beschreibung von dem damals als Professor dort wirkenden Steffens in seinem bekannten Buch „Was ich erlebte“, 5. Bd., dessen Autorität für die Geschichte dieser Zeit in den gelehrten Kreisen im Durchschnitt wohl etwas zu hoch gehalten wird.

Den 25. Mai, Nachmittags 3 Uhr, traf Jerome unerwartet auf Napoleonshöhe wieder ein. Cassel gab eine Salve von 21 Kanonenschüssen, als es von der Ankunft seines Souveräns hörte, und illuminirte ebenfalls. Jerome traf damals die Bestimmung, daß der Wilhelmshöher Park in Zukunft alle Sonntage dem Publikum geöffnet würde, die berühmten Wasser an diesen Tagen um 3 Uhr springen sollten.

Späterhin machte Jerome öfter solche Reisen durch sein Land. Er hörte auch hin und wieder Klagen der Einwohner bei der

Gelegenheit an und berichtete darüber an seinen Bruder. So sagte er von der ehemaligen Provinz Magdeburg, daß dieselbe sehr unglücklich sei. Die besitzenden Klassen hätten Obligationen gezeichnet, aber sie seien nicht in der Lage, sie einzulösen. Die unglücklichen Bauern hätten ihre Betten und ihre Möbel zu diesem Zweck verkaufen müssen, sie wären in Verzweiflung. (19. Mai.) Der Kaiser hatte hierauf keine Erwiderung.

Die offizielle Theilnahme der westphälischen Unterthanen an den Regierungsgeschäften, speziell der Gesetzgebung, fand in der Ständeverammlung statt. Schon am 18. März 1808 war ein königliches Dekret erschienen, welches die Einrichtungen der Wahlkollegien des Reichs, wie auch die Art und Weise ihrer Abhaltung anordnete. Denn nach dem 29. Artikel der Konstitution sollten die Stände aus 100 Mitgliedern bestehen, die von den Departementskollegien zu ernennen waren. 70 Mitglieder sollten unter den Grundeigenthümern, fünfzehn unter den Kaufleuten und Fabrikanten und fünfzehn unter den Gelehrten und andern Bürgern, die um den Staat sich verdient gemacht hätten, ausgewählt werden. Das Weserdepartement hatte im Ganzen 17, das Okerdepartement 14, das Elb-, Fulda- und Werradepartement je 13, das Harz- und Saaledepartement je 11 und das Leinedepartement 8 Deputirte zu wählen. Die Kollegien, welche sie zu wählen hatten, setzten sich nach denselben Grundsätzen zusammen, nach welchen die Deputirten gewählt wurden. Der Intendant Martelliere in Cassel hatte für Hessen auf die Zusammenfassung dieser Kollegien bezügliche Schemata von Listen schon am 22. Dezember 1807 an die einzelnen Ämter verschickt. Darin hieß es, es sei ein Einwohner unter je 200, welche nach Namen, Vornamen, Alter (über 21 Jahre), Stand oder Profession, Wohnort und jährlichen Einkünften aufzuführen waren, und zwar der jeweilig bestituirte Grundbesitzer, zu diesen Versammlungen zu wählen; unter den reichsten Kaufleuten und Fabrikanten war je einer unter 800 der Totalbevölkerung und ebenfalls unter den hervorragendsten Gelehrten, Künstlern und Männern, die sich sonst um den Staat verdient gemacht haben, je einer unter 800. Die Namen sollten „nicht nur für Deutsche, sondern auch für Franzosen deutlich geschrieben sein“. Der Zweck, wozu diese Listen dienen sollten, wurde damals nicht angegeben.

Die Mitglieder der Stände mußten wenigstens 30 Jahre alt sein, westphälische Bürger und in demjenigen Departement, dessen Kollegium sie ernannte, Grundeigenthümer sein oder in demselben ihren Wohnsitz haben. Diäten erhielten sie nicht. Alle drei Jahre mußte die ganze Ständeverammlung zu einem Drittel erneuert werden; die austretenden Mitglieder konnten aber unmittelbar wiedergewählt werden. Die so gewählten Stände wurden zum 12. Juni nach Cassel beschieden. Es kam hingegen vor, daß einige Wahlen im Weserdepartement wegen Unregelmäßigkeiten kassirt wurden. Es versteht sich fast von selbst, daß alle diese Gewählten Deutsche waren und vielfach, aber doch keineswegs ausschließlich, dem Adelsstand angehörten. Der Erbgraf von Stollberg-Wernigerode, welcher durch die Schöpfung des Königreichs Westphalen seine Reichsunmittelbarkeit verloren hatte, gehörte auch zu den Erwählten. Die Namen sämtlicher Mitglieder der Reichsstände wurden am 2. Juni durch königliches Dekret publizirt, für den 2. Juli war die feierliche Eröffnung der Versammlung in dem Orangeriesaal zu Cassel angesetzt; später, seit 1810, tagten sie in dem eigens zu diesem Zweck nach dem Muster des Saales der Deputirten in dem heutigen Museum hergerichteten Saale, der mit der Statue des Kaisers geziert war.

„Eine unermessliche Menge der Einwohner aus Cassel und den übrigen Theilen des Landes“ war zum Zweck der Eröffnung zusammengeströmt. Das Ceremoniell war vom König vorgeschrieben worden und sehr umständlich. Die Ständemitglieder sollten nachher in einer für sie ersonnenen Uniform erscheinen, was jedoch, trotzdem der König die Kosten der Equipirung, 120 000 Francs, tragen wollte, lebhaften Widerspruch, besonders unter den Adligen hervorrief. Jerome hielt eine Anrede, worin er den Herren besonders den Gesekentwurf über die öffentliche Schuld empfahl. „Die Konstriktion“, sagte er, „ist eine den meisten von Euch nicht fremde Sache. Mehr als je ist es wahr: um Friede zu haben, muß man zum Krieg gerüstet sein.“ In einer Botschaft der Stände an Jerome — so berichtet der Moniteur vom 7. Juli — sprach der gemäß der Konstitution vom König zum Präsidenten der Versammlung ernannte Graf Schulenburg-Wolfsburg die Erwartung aus, „daß der Friede bestehen werde, ohne Zweifel das sicherste Mittel, die tiefen Wunden

zu heilen, welche uns durch die verhängnißvolle Vergangenheit geschlagen worden sind“.

Man muß hierüber Johannes von Müller an seinen Bruder berichten hören:*) „Du hättest uns sehen sollen am 2. Juli, als der König die Stände eröffnete, prachtwoll der Hof, jeder — gerührt; der König sprach vom Thron, männlich und edel. — In dem allen und in den Anstalten ist Keim der gänzlichen Umgestaltung, einer ganz neuen Entwicklung des Charakters der Deutschen, und wahrhaftig eben so möglich, daß unter gewissen Umständen alles lebendiger und größer werde, als das Gegentheil. Ich getraue mir nicht vorherzusagen, ich erkenne Thaten Gottes, über alle Rechnungen hinaus.“

Der Freiherr von Strombeck wohnte als Ständemitglied den Verhandlungen des Reichstages von 1808 bei und schildert dieselben**) ziemlich ausführlich. Der *Moniteur* brachte natürlich nur, was ihm für das Publikum passend erschien, so die Darstellung der Lage des Königreichs durch den Minister der Justiz und des Innern Simeon vom 7. Juli. Darin hieß es: „Die Völker, deren Vertreter Sie sind, hatten, solange sie unter viele Herrschaften getheilt waren, keinen Anspruch auf ruhmvollen Rang unter den Nationen.“ Und dann: „Die preussischen meist vor nicht langen Jahren zusammengebrachten Provinzen einer von Friedrich über ihre natürliche Größe erhobenen Monarchie wurden in die Unfälle seines Nachfolgers verwickelt.“ — Westphalen kenne jetzt nur freie Männer, es habe Deutschlands Tacitus und 5 Universitäten mit 140 Professoren, zu denen — nach einer Berechnung Müllers — noch 100 Lyceen und Gymnasien und gegen 3000 niedere Schulen hinzukamen. Das Schulwesen kostete damals etwa 1 Million Francs.

Weitläufige Bemerkungen über die Einführung des Code Napoleon und die Neuorganisation der Tribunale folgten in den Darlegungen Simeons. Mit Vergnügen wollte derselbe „Westphalen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Verbrechen selten vorkommen“. Alles Gute und Nützliche würde Ermunterung und Schutz finden „bei einem Monarchen, dem sein Alter die Aussicht öffnet, für das Glück seiner Unterthanen 50 Jahre wirksam zu sein“.

*) Werke, VII, 355 f.

**) Darstellungen 2. Bd., S. 14 ff.

Bis zu Ende August — so lange dauerten die Sitzungen der Ständeversammlung im Jahr 1808 — sind eine lange Reihe von Reden gehalten worden, welche — zum ersten Mal in einem deutschen Staat — die intelligenten Vertreter desselben an parlamentarische Thätigkeit gewöhnten. Etwas von diesem Gefühl, berufen zu sein, mitzuarbeiten in modernem, anderem Sinne an den Aufgaben des Staates, als es die alten Ständeversammlungen gestattet hatten, spricht sich selbst bei Leuten aus, die für die französische Gesetzgebung an sich sonst wohl nicht geschwärmt hätten. Eine eigentliche ausschlaggebende Diskussion fand freilich in diesen Versammlungen nicht statt, auch hatte keiner der Mitglieder das Recht, eigne Gesetzesentwürfe einzubringen. Aber es kam doch vor, daß der Entwurf der Regierung über die Grundsteuer (am 7. August) mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt wurde. Der König gab in Einzelheiten den Wünschen der Volksvertreter auf diesem Gebiete nach, und so konnte denn der Staatsrath Malchus am 18. wieder mit einer veränderten Vorlage hervortreten, welcher er die Worte beifügte: „Ihnen, meine Herren, liegt es jetzt ob, dem Könige, der Nation, selbst dem Auslande zu zeigen, daß Sie das Recht zu schätzen wissen, bei der Einrichtung der Steuern zugezogen zu werden.“ Dieser Malchus, später Finanzminister, war überhaupt einer der Hauptapologeten des Königreichs Westphalen. Es war damals der Gebrauch der Phrase in öffentlichen Versammlungen in Deutschland noch neu. Am 14. Juli hatte er darin folgendes geleistet: „In einem Staate, wie der unsrige, auf Sieg gegründet, giebt es keine Vergangenheit! Es ist eine Schöpfung, in welcher, wie bei der Schöpfung des Weltalls, alles, was vorhanden ist, nur als Urstoff in die Hand des Schöpfers und aus ihr vollendet in das Dasein übergeht.“ — Man denke sich Westphalen als Weltall, und Napoleon als — Schöpfer. Welche Blasphemie!

Es ist aber nöthig, solche Ausdrücke aus dem Munde offizieller Persönlichkeiten der damaligen Tage hervorzuheben, damit nicht immer auf dem armen, der Dinge der Welt im Allgemeinen ziemlich unkundigen, Johannes von Müller der Vorwurf allein haften bleibe, den Tyrannen geschmeichelt zu haben. Die Stützen und Säulen des Königreichs Westphalen in staatlicher Hinsicht waren nicht solche geistreiche und im Grunde kindliche Seelen, wie Müller es war.

Bei ihren Vorlagen und Gesetzentwürfen wurde die Regierung hauptsächlich in Finanzfragen neben Malchus durch Hoffbauer, in kirchenrechtlichen durch den Grafen von Merveldt, in Verwaltungssachen durch den nachmaligen Minister von Wolffradt, in Kommunalssachen durch den Staatsrath von Coninx, in juristischen Fragen durch den Professor von Martens und Freiherrn von Strombeck unterstützt. Müller wurde nur zum Schluß der Stände, 30 August, gewissermaßen als Professor der Eloquenz zu einer feierlichen Abschiedsrede herangezogen. Und hier leistete er oratorisch Schönes mit den bekannten Worten: „Der, vor dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hand gegeben, erkannte in Germanien die Vorwache und Brustwehr von Süd und West, von den ersten Hauptstücken der Kultur Europas. Also für gemeine Politik zu erhaben, gab er Deutschland Festigkeit, gab ihm sein Gesetzbuch, das Muster seiner Waffen, die größten Lehren und statt gedemüthigter Soldaten achtvolle geehrte Bürger. Aus 20 Ländern schuf er ein Reich. Konnte er mehr thun? Er setzte darüber seinen Bruder.“

In der That hatte Müller, wie er am 16. August an seinen Bruder schrieb, das Gefühl, daß die Frucht der alten Zustände in Deutschland überreif, zum Abfallen reif war. „Alles Erhaltende“, fährt er fort, „als da ist Religion, Vaterlandsliebe, urkundliches Recht, Humanitätsrückicht ist vorbei; es muß ein Neues geschaffen werden.“ Mit Univerſität und Schulen ging es den Umständen nach gut. Aber am selben 30. August, an dem er die pomphafte Rede vor den Ständen hielt, theilte er der brüderlichen Liebe vertraulich mit: „Diese Zeit über habe ich Verschiedenes gewirkt, aber die Hydra wächst.“ Am 3. April 1809 klagt er: „Innerhalb 10 Tagen dürften mehrere meiner Institute aufhören, — was auf dem Berg vor Magdeburg seit Otto dem Großen, was hier seit Herzog Julius, dort seit Philipp dem Großmüthigen geblüht. Vorwerfen darf ich mir nichts. Wer will wider den Strom schwimmen? Rein ab! rein ab! erschallt es zwischen dem Brausen der Wellen.“

Jerome hatte einen Theil des Spätsommers in den Schwefelbädern zu Remndorf zugebracht, war dann in die westlichen Gegenden seines Reichs nach Paderborn, Bielefeld, Osnabrück und Minden gereist, an welchen Orten die katholische Geistlichkeit zu seiner Verherrlichung Manches gethan hat und der König große Wohlthätigkeit

gegen die Dürftigen bezeugte. Letzteres, die Pflege der Wohlthätigkeit war überhaupt etwas, was die napoleonische und überhaupt die französische Verwaltung auszeichnete. In Cassel hat Jerome in dieser Hinsicht manche erleichternde Einrichtung getroffen. Zunächst hatte er schon Ende 1807 sämtliche Hospitäler zum Besten der Kranken und Armen daselbst unter einer Administration vereinigt. Zur Unterstützung der Hülfbedürftigen war am 29. März 1808 ein Centralbureau errichtet worden, welches aus dem Maire von Cassel, aus dem Gouverneur des Königl. Palastes, dem General von Wurmb, aus dem Generalschachmeister du Chambon, und aus den Herren Klingender, Hassenpflug, von Manger und Bochs bestand, und welches neben Verwaltung der verschiedenen bestehenden Stiftungen auch neue Spenden entgegenzunehmen, bezw. zu vertheilen hatte. Ein Centrausschuß zur Verbreitung der Kuhpockenimpfung wurde am 13. April niedergelegt, „in Erwägung, daß Nachlässigkeit und Vorurtheile noch immer eine große Anzahl unserer Unterthanen abhalten, die Wohlthaten einer Entdeckung zu genießen, deren glückliche, durch die Erfahrung hinreichend bestätigte Erfolge schon in dem größten Theile Europas die durch die Plage der Blattern verursachten Verluste um ein beträchtliches vermindert haben“.

Das Napoleonsfest am 15. August und der Geburtstag des Königs am 15. November wurden wohl durch öffentliche Lustbarkeiten, freies Schauspiel u. s. w. gefeiert, aber zugleich auch durch Ausstattung armer Hochzeitspaare, durch Freigebung von Gefangenen, durch Ertheilung einer außerordentlichen Summe an die Wohlthätigkeitskommission in Cassel. Es wurde Gewicht darauf gelegt, daß es in der offiziellen Presse hieß: Die Herzensgüte des Königs betrachte „als die schönste Zierde eines solchen Festes die Wohlthätigkeit und die Unterstützung der Dürftigen und Nothleidenden“. Ein besonderes Dekret regelte späterhin im Frühjahr 1809 die Vertheilung der öffentlichen Unterstützungen an die Armen der einzelnen Gemeinden des Königreichs.

Inmitten der Hofflichkeiten während des Winters 1808/9 fühlte sich weder Müller noch selbst der Weltmann Reinhard recht behaglich. Ueber den Carneval zu Cassel theilte Letzterer Götthe am 15. Februar 1809 mit: „Dem Beschreiber des römischen Carnevals vom westphälischen sprechen, heißt — wie Wieland sagt —

Nachteulen nach Athen tragen.“ Reinhard hatte zum ersten Mal in seinem Leben als Anführer bei einem Aufzug figurirt. 100 Personen tanzten am Hofe spanische Quadrille, Schäferballette und dergleichen. Poltschinelle, Marktschreier, ein Bey mit Harem und Mameluken, ein Jahrmart, fleißig besuchte Büffets, am Ende Tafel des Königs und der Königin: so setzte sich ein derartiges Hoffest zusammen. Reinhard bemerkt: „Mir ist, als ob meine Vergnügungen anfangen würden, seit die Vergnügungen zu Ende sind. Im Uebrigen geht es uns hier gut genug. Der Kaiser ist, der König scheint mit mir zufrieden. Von der Literatur lebe ich hier ziemlich abgesondert. Für den alten Kurfürsten standen seit der Revolution Bücher in einer Kategorie mit runden Hüten und Pantalons, und an unserm jungen Hof ist der Refrain: *Nous ne lisons guères.*“

Reinhard hatte außer Müller intimere Beziehungen zu einem gelehrten Franzosen, Chr. von Villers, welcher ein großer Bewunderer der deutschen Literatur war und um diese Zeit in Hamburg sich mit der Uebersetzung verschiedener deutscher Tageschriften ins Französische beschäftigte, später aber eine Professur an der Göttinger Universität anstrebte und erhielt. Herr Dr. Zsler in Hamburg hat den Briefwechsel zwischen diesen beiden Männern, richtiger die Briefe Reinhard's an Villers, 1883 separat herausgegeben. Aus einem Schreiben Reinhard's vom 31. Dezember 1808 ergibt sich, daß Johannes von Müller auch Villers sehr wohl gewollt hat. Letzterer war ein Mann, der einmal von der andern Seite her „zwei Nationen angehörte“ und sehr geeignet zur Vermittelung des deutschen und französischen Bildungswezens erschien. Ihm glaubte Reinhard daher auch seinen Schmerz bei dem am 29. Mai 1809 eingetretenen Tode Müller's ausschütten zu können. „Unser Freund Müller ist nicht mehr“, schrieb er ihm am 7. Juni. „Ein französischer Staatsrath hat eine französische Rede an seinem Grabe gesprochen. Aber beruhigen Sie sich, er hat wie ein Deutscher gesprochen.“ Die näheren Umstände vom Tode des vielfach mit anonymen Schmähchriften, speziell aus dem Preussischen, in seinen letzten Tagen heimgesuchten Mannes sind von Reinhard mehr angedeutet als ausgesprochen. Steffens und nach ihm Guhrauer in der Skizze: „Graf Karl Friedrich Reinhard“*) haben dem französischen Gesandten bei

*) Raumer's historisches Taschenbuch, Jahrgang 1846.

dieser Gelegenheit drohende Worte gegen Jerome in den Mund gelegt, welche er wohl schwerlich gesprochen hat. Sicher aber bleibt es, daß Müller durch den König beleidigt worden ist und daß er, wie Reinhard sagt, abgesehen von der Krankheit, woran er litt, — am Kummer gestorben ist. „Es konvenirt übrigens nicht“, fährt der vorsichtige Diplomat gegen Villers fort, „daß Sie sagen, ich hätte es Ihnen geschrieben, daß er am Kummer gestorben ist. Ich sehe Infamieen voraus, welche ich, soviel ich kann, verhindern werde.“

Mit letzterem meinte Reinhard eine polizeiliche Durchsuchung der nachgelassenen Papiere und Manuskripte des Verstorbenen, was in Westphalen in aller Heimlichkeit hier und da geschah, weil man doch immerhin den Beamten von deutscher Abkunft nie ganz traute. Bei Müller hatte dieser Verdacht noch einen speziellen Anlaß, worauf wir später zu sprechen kommen werden. An Götthe hatte Reinhard unmittelbar nach dem Begräbniß am 31. Mai sofort geschrieben: „Sein letzter Ausgang war zu mir in der Abendluft. Wie sehr ich ihn liebgewonnen habe, werden Sie glauben, Sie, der ihn schon lange kannte. Wir sahen uns oft, fast täglich, besonders in den letzten Zeiten. Den Schmerz Deutschlands kennen Sie wie ich. Er hinterläßt seine Bibliothek, seine Manuskripte und Schulden. Leben Sie wohl und erinnern Sie sich, daß durch jeden Verlust dieser Art, den Deutschland leidet, Ihr Leben ihm theurer und heiliger wird.“ Darauf Götthe zweifelnd von Jena aus den 9. Juni: „Was kann bei einem solchen Verlust besser trösten als die Empfindung, wieviel noch übrig bleibt? — Unser abgeschiedener Freund war einer von den seltsamsten Individualitäten, die ich gekannt habe. Es würde sehr schwer sein, ihn als Menschen, als Talent, als Schriftsteller, Geschäfts- und Lebensmann in einem Bilde darzustellen. Wer ihn nicht näher gekannt hat, wird sich nicht leicht ein Bild von ihm machen können. Es war ein Glück für ihn, daß er Ihnen noch zuletzt begegnete, denn er muß sich doch an seinem Plage sehr isolirt und peinlich befunden haben. Nehmen Sie auch Dank von mir, daß Sie ihm bis an sein Ende beigestanden haben.“

Es wird dem Einflusse Reinhard's zuzuschreiben sein, daß Jerome durch Dekret vom 28. März 1809 dem Dr. Cotta, Buchhändler zu Tübingen, ein Privileg für den ausschließlichen Verkauf der von ihm veranstalteten neuen Ausgabe der Werke Schiller's und

Göthe's für den Bereich des Königreichs Westphalen auf 15 Jahre ertheilte. Die Erwägung, welche den König dabei leitete, ist zu interessant, als daß wir sie hier nicht aus dem Bulletin des lois mittheilen sollten. Es heißt darin, daß dieses Unternehmen zwar nicht in seinem Reiche geschehe, aber Begünstigung verdiene, und daß durch die Bewilligung des Gesuches des Herrn Cotta — nicht allein, wie recht und billig, dessen Eigenthum gesichert werde, sondern auch „von Unserer Seite zu erkennen gegeben wird, wie sehr wir uns für die schöne Literatur, für die Wittve eines der besten Dichter, der Zierde Deutschlands, und für den Herrn von Göthe selbst, unter dessen Augen diese neue Ausgabe seiner Werke erscheint, interessiren“.

Reinhard hatte sogar nicht übel Lust, die weimarische Schauspieltruppe — vielleicht einen Monat oder 6 Wochen — in Cassel spielen zu lassen, und fragte deshalb bei dem Olympier an: „Ein französischer Gesandter, geborener Deutscher, darf diesen Einfall wohl dem deutschen Schriftsteller mittheilen, der zuerst die französische tragische Muse im deutschen, wohl anschniegender Gewande gezeigt und zuerst auf die deutsche Bühne die gefälligen gerundeten Formen der Franzosen übertragen hat.“ — Es wurde leider aus diesem Plane nichts, der einen guten Theil Norddeutschlands wohl erst mit Schiller und Göthe bekannt gemacht hätte. Wurde in Westphalen seitens der geheimen Polizei späterhin im April 1812 doch von den Schiller'schen Theaterstücken behauptet, daß sie theilweise ebenso boshaft und satyrisch wie die von Kozebue seien, und in Halberstadt wurde ihre Aufführung wegen ihrer dem öffentlichen Geist schädlichen Anspielungen untersagt. Man erfreute sich in Cassel, Magdeburg und anderswo an der Aufführung französischer Stücke durch französische Truppen um so lieber, da ihre Leistungen wohl durchschnittlich besser waren, als die trotz Schiller und Göthe immerhin noch in ihren Anfängen befindliche deutsche Schauspielkunst sie bieten konnte.

Jerome selbst lernte nicht deutsch, wie wir oben schon einmal berührt haben; also werden ihm persönlich wohl auch die Schriften Göthes fremd geblieben sein. Eigenthümlich war übrigens, daß ein am 21. März 1808 erlassener königlicher Entscheid, betreffend den Gebrauch der deutschen und französischen Sprache, nicht in das Bulletin des lois aufgenommen wurde, sondern sich nur handschriftlich in den Minuten des Staatssekretariats, heute im geheimen

Staatsarchiv zu Berlin, befindet. Darin hieß es: Daß die deutsche Sprache in Gebrauch bleiben solle bei den Tribunalen, den Friedensgerichten und den Notariatsakten, ferner daß sie vor der Ständeverammlung gesprochen werden sollte. Das Französische aber sollte im Staatsrath, beim Schatz, in den Bureaux der Ministerien und derjenigen Staatsräthe, welche mit der Leitung irgend eines Theils der öffentlichen Verwaltung betraut seien, „beibehalten“ werden. Die Präfekten waren meist Staatsräthe; die unter ihnen stehenden Verwaltungsbeamten, die Magistrate und Kirchenbehörden waren aber *implicite* keineswegs verpflichtet, unter sich französisch weder zu sprechen noch zu schreiben, es sei denn, daß sie sich an obige Centralbehörden direkt zu wenden hatten.

Jerome glaubte für sein Volk einen neuen Orden stiften zu müssen: den Orden der westphälischen Krone. Er schrieb darüber ganz erfreut am 11. Juli 1808 an seinen Bruder, den Kaiser: „Ich weiß, daß diese Einrichtung den Deutschen sehr gefallen wird. Euere Majestät kennt ihren Charakter. Viele von ihnen sind gezwungen worden, ihre Dekorationen in Stich zu lassen und nichts wird ihnen angenehmer sein, als einen neuen Orden ihres Königreichs gründen zu sehen.“ Das Modell des Ordens wurde auch Napoleon vorgelegt, und dieser soll gefunden haben, daß zu viel Thiere darin vorkommen.*) Dasselbe ließ sich am Ende vom westphälischen Wappen sagen, das den hessischen Löwen, das Welfenroß und noch einige heraldische Geschöpfe unter den Flügeln des napoleonischen Adlers verbarg. Wie in diesem Wappen, so schien in ganz Westphalen während des ersten Regierungsjahres des jungen Königs idyllischer Friede zu herrschen. Man hätte glauben können, das westphälische Volk sei mit seinem Regenten zufrieden, mit seinem Schicksal versöhnt. Die im Frühjahr des Jahres 1809 ausbrechenden Insurrektionen bewiesen, daß dem nicht ganz so war.

*) Du Cassé, Revue XV, 401.